

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 39 (1935-1936)
Heft: 1

Artikel: Das Wiedersehen : Erzählung
Autor: Hedinger, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-662912>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Das Wiedersehen.

Erzählung von Paul Hedinger.

Das war sie: schlank, kräftig, geschmeidig und vom goldigen Licht ihrer siebzehn Lenze umwoben. Wenn sie ging — es war eher ein Tanzen —, baumelten die braunen Zöpfe auf ihrem Rücken unwillig bald gegen- bald auseinander, als suchten sie sich im Fliehen zu haschen. Lene hatte fünf Brüder und Schwestern, sie war die zweitälteste, und da der Vater tot und die Mutter oft in Sorgen war, geschah es, daß der Wildfang Lene doch manchmal über dem Rätselzeichen „Leben“ staunte, was ihrem Charakter einen Zug von Reife und tieferm Gehalt verlieh. Die Familie wohnte in einem großen Dorfe, in der Nähe des Sees und der großen fremden Stadt mit viel höhern und niedern Schulen. Daher kamen sie oft, die Studentlein und Studenten mit ihren bunten Mützen und Bändern, mit hellem Lachen und Singen an Sonn- und freien Nachmittagen, um den Kopf in der frischen Luft zu kühlen. Droben auf dem Hügel war ein freier Platz; dort wurde jeweilen gespielt und getanzt. Bunte Farben wogten auf und nieder, lustige Augen leuchteten, junge Herzen glühten in eitel Freude und seligen Träumen. Da geschah es, daß Lene sich ihrer Liebe bewußt wurde, als sie ihr Herz schon längst verschenkt hatte. Rolf war keiner von den lauten, glänzenden Faltern, die um die Mädchen schwirren und ihnen den Kopf verdrehen. Er war nie der erste und auch nicht der letzte beim Tanz. Er war etwas schüchtern, was ihm gut stand und auf ein gutes redliches Herz schließen ließ. Keines hatte dem andern ein Wort der Liebe gesagt; ihre Augen sprachen ja viel besser und die roten Lippen küßten sich, ohne daß sie es wirklich taten, die Arme umarmten sich, auch wenn sie sich nur leicht berührten, und die Hände streichelten sich, wenn sie scheu und ehrfürchtig ineinanderlagen. Lange währte das süße Spiel nicht, da Rolf zum Studium in eine andere Stadt ziehen mußte; denn er wollte Apotheker werden. An schönen Sonntagen blieb Lene zu Hause oder sie ging mit den jüngern Geschwistern spazieren. Wenn diese abends wohlversorgt in ihren Betten schliefen, las Lene ein Buch oder ging einsame Waldwege, um mit ihrem Glück und ihrer Sehnsucht allein zu sein. Oft kam sie Lust zu singen an, und dann sang sie die alten schönen Weisen von Liebeslust und -Klage, vom alten König und seinem Becher, vom Handwerksburschen, vom Kinglein, vom Mühlenrad und andere. Und wenn sie dann ihrer

eigenen Stimme lauschte, die im dunkeln Walde verklang, war's ihr, als klinge ein fernes, unendlich leidvolles Echo herüber und sie begann in sich hinein zu weinen. Lenes Mutter war eine erfahrene, kluge Frau, die ihr Mädchen kannte. Sie erlaubte ihm, jede Woche einmal dem Liebsten zu schreiben. Ferner verlangte sie, daß Lene ihr tüchtig bei der Arbeit zur Seite stehe; „denn“, sagte sie, „Arbeit ist gesund und bewahrt vor dummen Gedanken.“ So vergingen drei Jahre. Da kam das Unglück. Rolf schrieb, daß er vom Arzt als schwer lungenkrank erklärt worden sei. Wenn es gut ginge, hätte er noch zwei Jahre zu leben. Er werde aber sein Examen als Apotheker dennoch demnächst bestehen und dann in ein Sanatorium zur Behandlung eintreten. Und dann, dann folgte jener furchtbare Satz: „So müssen wir uns halt für dieses Leben trennen, obschon es hätte so schön sein können; ich gebe dich dem Leben, der Freiheit zurück und habe kein Recht mehr an dich. Wir wollen nicht klagen, sondern stark sein, Liebe ist stärker als Tod und Krankheit...“ Lene war ohnmächtig in die Arme der Mutter gesunken.

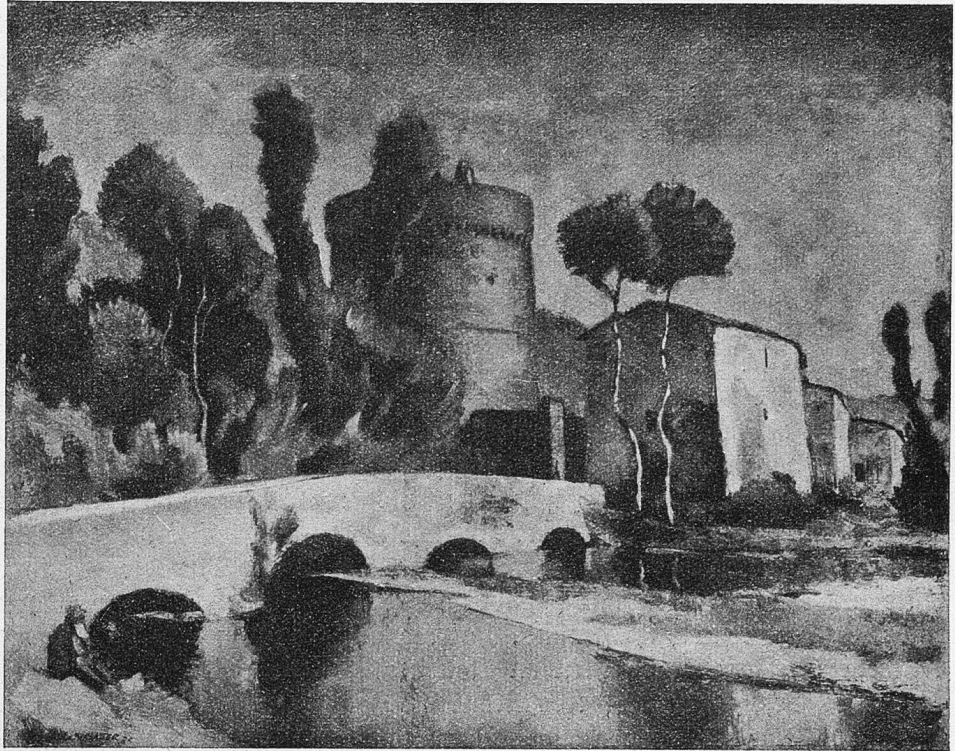
Nach Wochen hatte die leiderfahrene Mutterliebe ihr Kind gerettet. Das Leben floss weiter dahin, stumpf, öde und endlos. Die Geschwister flogen aus, eins zog das andere fort, die Mutter alterte rasch und bald würde Lene allein bleiben. Bevor die Mutter starb, mußte ihr Lene versprechen, daß sie sich dem Leben nicht verschließen, ihrem Glück nicht aus dem Wege gehen wolle. Aber als die Mutter tot war, hielt sie es daheim nicht mehr aus. Sie trat als Lehrschwester in ein Spital, um sich als Krankenpflegerin auszubilden. Das Leiden der andern, ließ sie ihr eigenes vergessen. Wie eine Mutter neigte sie sich über manches angstvolle, fragende Menschenantlitz; sie litt mit den Leidenden, tröstete die Verzagten, freute sich mit den Hoffenden und keine Mühe war ihr zu viel. Ganz im Hintergrund ihrer Seele glühte der stille Wunsch, einmal in das Spital zu kommen, wo Rolf war, um ihm entweder zum Leben oder zum Sterben an der Seite stehen zu können. Sie bekam hie und da eine kurze Nachricht von ihm. Die Krankheit war durch die heilende Kraft der Höhensonne eingedämmt worden. Nach zwei Jahren stellte sich eine langsame Besserung ein und nach wieder einem Jahr durfte Rolf das Spital verlassen. Er war nun sozusagen geheilt. „Sie können alt

werden," sagte der Arzt, „wenn Sie ein ruhiges, regelmäßiges Leben führen. Aber keine körperliche oder seelische Überanstrengung; selbstverständlich dürfen sie nicht heiraten." Mit diesen Worten hatte der Arzt die still gehegte heimliche Hoffnung vernichtet. Also entsagen, stille sein.

Auch Lene hatte erwartet, gehofft. Als sie endlich nach Jahren den Ort, wo sie ihre Liebe wußte, betreten konnte, war Rolf nicht mehr hier. Der Arzt gab ihr auf ihre Fragen Auskunft. „Er hat die Anstalt verlassen können; wenn er meine Anweisungen genau befolgt und kein besonderes Mißgeschick hat,

wird er noch viele Jahre zu leben haben." Lene hatte verstanden, begriff auch, warum ihr Rolf von seinem Austritt nichts geschrieben, seinen neuen Aufenthaltsort nicht mitgeteilt hatte.

Die Jahre des Hoffens und Harrens waren also umsonst gewesen. Die Jugendjahre dahin. Durfte sie vom Leben nichts mehr erwarten? Was hatte sie am Todbett ihrer Mutter gelobt? Ja, die Mutter hatte Recht, sie durfte das Leben nicht verabscheuen, vielleicht war ihr ein anderes Glück beschieden. Und als ein wackerer, rechtschaffener Mann sie sehnlichst zur Gattin begehrte, reichte sie ihm ihre Hand. Sie achtete ihn nicht nur, nein, sie liebte ihn auch von Herzen, aber nicht mit der ganzen Inbrunst und Hingabe und Seligkeit, die sie Rolf entgegengebracht hatte. War sie enttäuscht? Keineswegs. Wohl hatte sie sich das Leben etwas anders vorgestellt, hatte geglaubt, mehr Muße und Freiheit für sich zu erhalten, sich weniger sorgen zu müssen. Aber sie hatte keine Zeit, über das, was ihr fehlte, nachzudenken; das Heilmittel der seligen Mutter erwies immer noch seine Kraft. Sie stand ohne Gram am Herd oder am Waschtrog, und wenn sie Zeit zum Nähen fand, so war das schon eine Erholung. Sie hatte ihrem Manne zwei gesunde Buben geboren, die mit den Jahren zu wilden Rangen erwachsen, die das Haus mit Lärm er-



Ponte Lucano.

Nach einem Gemälde von Ernst C. Schlatter, Uttwil.

füllten. Der Mann kam sehr oft müde und abgearbeitet nach Haus, aus dem Geschäft, dessen Besitzer krank und wochenlang abwesend war. Frau Lene fand keine Zeit, mit andern Frauen Umgang oder Freundschaft zu pflegen.

Auch fühlte sie kaum Lust dazu.

Das Bewußtsein, daß sie ihr Hauswesen und ihre Familie in Ordnung und Eintracht zusammenhalten konnte, bot Lene einigen Trost gegen das Gefühl der Einsamkeit. Wie auf einer verlassenem Insel kam sie sich manchmal vor. Ihr Mann, so anspruchsvoll er sein konnte, sorgte doch auch wieder in rührender Weise für seine Gattin. Er richtete es ein, daß Lene jedes Jahr einmal in die Ferien fahren durfte. So geschah es — sie stand schon in den Vierzigern —, daß sie, der Einladung einer Schwester folgend, nach Straßburg verreiste. Auf einem kleinen Landgute außerhalb der Stadt gedachte sie so recht nach Herzenslust auszuruhen. Die Schwester hatte so merkwürdig geheimnisvoll getan in ihrem Briefe. Umsonst fragte Lene nach dem Grunde. Nachdem sie sich während einiger Tage gut ausgeruht hatte, verriet endlich jene ihr Geheimnis. Und sie erzählte: „Vor zwei Wochen war ich in der Stadt und ging dort in die Apotheke „zum Pfauen“. Der Apotheker, ein schon ergrauter, freundlicher Herr, sah mich forschend an und als

wir zusammen ins Gespräch kamen, sagte er, ich käme ihm so bekannt vor, ich rede die Sprache lieber Menschen, die er in seiner Jugend gut gekannt habe. Ein Wort gab das andere. — Dein Rolf ist's und kein anderer! Ich habe ihm gesagt, du kämest zu mir in die Ferien, und wenn du erlaubst, wird er uns heute abend besuchen; er ist unverheiratet." Lene saß, mit den Händen die Augen zudeckend, lange schweigend da. In ihrem Herzen wogte der Kampf widerstrebender Gefühle. Ob sie ihn sehen wollte, konnte? Was für einen Sinn hatte eine Begegnung jetzt, nach so vielen Jahren, wo alles war, wie es eben war; was half es, alte Wunden aufzureißen? Warum hatte er ihr nicht geschrieben, als er wieder gesund wurde? War seine Krankheit ein Vorwand gewesen, um sie loszuwerden? Sie hätte auf ihn gewartet, mit Freuden jahrelang gewartet. War er noch ihr Freund? Hatte er nicht vielmehr ihr Jugendglück zerstört? Und doch — ein heißes Gefühl der Freude bestürmte ihr Herz, so daß die tausend Fragen und Vermutungen schweigen mußten. Rolf würde kommen, dann würde sich alles auflären. Er kam gegen Abend und holte Lene zu einem Spaziergange ab. Sie schritten gegen den Park. Dort war's Frühling, zartes Grün überall, verhaltenes Blühen zitterte in den Knospen. Kinder und junge Mädchen trippelten in hellen Gewändern über die reinen Kieswege. Verhaltener Frühling auch in den Herzen der Liebenden. Was bedeuteten alle die Jahre vor diesem einen Augenblick? Die ergrauten Schläfen und die Falten im Antlitz? Rolf und Lene sahen sich mit den Augen ihrer einstigen jungen Liebe an, sie wußten sich von jugendlicher Kraft getragen. Flogen nicht ein paar blonde Zöpfe um Lenes liebes Haupt? Und Rolf, fühlte er nicht den Rand der bunten Mütze auf der Stirne, einen berausenden Sonnenblick lang?

Das Erleben vergangener Jahre legte sich wie ein linder, gütiger Herbsthauch auf ihr Gemüt, das die Stimme wohl verstand und ohne Schmerz auf Unmögliches verzichten lernte. Rolf und Lene sagten sich „Sie“ und dennoch waren ihre Seelen inniger verbunden, als damals, in der Zeit der heißen Jugendleidenschaft. Traurigkeit und Wehmut blieben ihnen fern; sie wurden getragen vom sonnenhaften Glück ihres Gutseins.

Er war ein aufmerksamer und kluger Führer, wenn er mit Lene Museen und Gemäldegalerien besuchte; versunken und andächtig saß er neben ihr in Konzerten. Er verstand es, ihrer Seele die langentbehrte Nahrung zu geben,

ihren Hunger nach Schönheit, nach großen Gedanken in Kunst und Leben zu stillen. Lene erzählte ihrem Mann alles, daß sie einen alten Jugendfreund gefunden, mit dem sie angenehme Stunden zubringe. Sie konnte heiter davon plaudern, da sie sich frei von irgendeiner Schuld wußte. Die Ferientage waren vorbei. Das bange Gefühl vor dem Alltag, dem Einerlei des Lebens warf seinen Schatten auf den Glanz der verfloßenen Tage. Lene war traurig und schweigsam, als sie zum letztenmal an ihrem Lieblingsplätzchen zusammensaßen. Die ganze Zeit hindurch hatte sie sich von seinem milden, entsagungsvollen Wesen leiten lassen, war ruhig geblieben, hatte den harmlosen Wein einer herbstlich verklärten Liebe getrunken, heute aber erschien ihr die Last, die auf ihr lag, zu schwer. War das Spiel, das sie während manchen Tagen mit ihrem einstigen Liebhaber gespielt, nicht lächerlich oder kindisch gewesen? Waren sie denn so alt und abgeklärt, so entsagungswillig? Gab es denn nicht auch ein Recht der Leidenschaft? O, würde er sie doch mit starken Armen herausreißen aus dem Abgrund, jauchzend würde sie ihm folgen bis ans Ende der Welt. Bei diesem Gedanken hatte sie sich an Rolfs Arm geklammert, der traurig und erschrocken zusammenfuhr. Was er im Stillen gefürchtet, was er gerne vermieden hätte, das war nun doch mit elementarer Gewalt in Lene zum Durchbruch gekommen. Mit sanfter Kraft löste er ihren Arm von dem seinen, führte ihre zitternde Hand langsam an seine Lippen und küßte sie lange und ehrfurchtsvoll. Lenes Blick weilte irgendwo in der Ferne. Da fiel eine Träne auf ihre Hand. Lene wandte ihm den Blick zu, schaute ihn groß und traurig an. Wie bleich und leidend sah er aus! Und sie war daran schuld! Da war sie wieder ruhig. „Lieber, der Sturm ist vorüber, verzeih mir, ich will dich nie mehr betrüben.“ — Er sprach: „Siehst du, ich werde dich verlieren, wenn je etwas anderes in uns regieren will; denke an deine Kinder, an deinen Mann, der es so gut mit dir meint, ihr gehört zusammen. Unser Beisammensein darf kein Leben in Gefahr bringen, darf nicht Verlust, Schwäche oder Unglück bedeuten. Es gibt Gesetze in unserer Brust, die vor uns waren, die länger leben als wir. Nicht die Forderung unserer heftigen Natur, sondern die Stimme des Gewissens sei unser Führer. Wir wollen aus den wenigen Stunden und Tagen, die uns noch bleiben, das schöpfen, was ewig und unvergänglich ist; dann werden wir Überfluß an köstlichen Gaben erhal-

ten. Wir werden, du und ich, jedes in seinem Kreis davon austeilen, andere beglücken, erfreuen. Ich werde nicht mehr einsam sein, daß ich dich wiederfand, ist meine Sonne, die mich erwärmen und trösten wird. Du hast es leichter als ich, du kannst dich vergessen, indem du für die Deinen sorgst, du opferst dich, um dich im höhern Sinne wiederzufinden. Und bist du müde oder verzagt, dann gedenke dieser Tage. Wie Tau werden sie dich erfrischen, dich aufrichten und stärken zur geraden aufrechten Wanderschaft.“ — „Dann werde ich ganz einfach dir schreiben, und du wirst mich wie ein Vater trösten,“ sagte Lene.

Der Abendhimmel war ganz in Rot getaucht; einige leichte Wölkchen segelten dahin, selig und

still... Da standen die beiden Menschen auf und schritten schweigend den Hügel hinab. Die Nacht senkte ihren Schleier langsam auf junge Blüten und Knospen hernieder. Da war der kleine Weg durch den Garten: noch ein ganz kleines Stück, dann würde jedes allein sein. Jemand sang eine Amsel ihr Abendlied. Da blieb Lene stehen. Es schien, als wollte sie ihm etwas ins Ohr sagen. Aber sie umfaßte das liebe, ergraute Haupt ihres Freundes mit beiden Händen, zog es sanft zu sich hernieder und küßte ihn auf Mund und Stirne, wie eine Mutter ihren scheidenden Sohn küßt...

Dann ging sie rasch dem Hause zu. Rolf war allein mit vielen tausend hellen Sternen, die das Wesen und Wehen der unvergänglichen, göttlichen Liebe verkünden.

Am Todestag der Mutter.

Mein Mütterlein bedeckt die Erde,
Auf daß der Staub zu Staube werde.
Doch ist es wunderbar und weise,
Daß uns're beiden Seelen leise

Wie zweier Lüfte zartes Wehen
So oft noch in Verbindung stehen:
Der Mutter Geist will all' mein Denken
Vom Himmel aus in Liebe lenken.

Max Baiter.

Die unbekannten Dichter.

Im Geistesleben eines Volkes gibt es in der Stille wirkende, der Öffentlichkeit entrückte Mächte, die seinem Herzschlag nicht weniger angehören als die allgemein bekannten und anerkannten. Sie leben ihr eigenes Dasein und sind, wir wollen diesmal von den Dichtern sprechen, von allem, was man Literatur nennt, durch eine Welt getrennt. Es wäre aber durchaus verfehlt, sie deshalb grundsätzlich in die „kuriose“ Gesellschaft der Dilettanten, zum Unterschied von den andern, den Berufsmäßigen, einzureihen.

Unter den berufsmäßigen Dichtern mag es manchen geben, und gegeben haben, der sein Vorhandensein auf dem Forum und dem Markte der Öffentlichkeit mit mancherlei Zwiespalt betrachtete. Hat er die Augen offen behalten, so muß er auf Grund unzähliger Erfahrungen sich selbst gestehen, es gebe zwei Heerlager der Schaffenden: jene, die ihre Sache um ihrer selbst willen, und jene, die sie auch um mancherlei Vorteile willen betreiben, wobei die Grenzen allerdings nicht immer genau zu bestimmen sind. Er muß, immer die offenen Augen vorausgesetzt, nicht selten mit Erstaunen wahrnehmen, es sei Berühmtheit oder Bekanntheit manchem zuteil geworden, der nicht jederzeit höhere Leistungen

aufzuweisen vermochte als mancher, der in aller Heimlichkeit, lediglich sich selbst und der Sache zuliebe, sein Pfund mit sorglicher Treue verwaltete.

Es ist hiemit dem Wesen nach nichts Neues gesagt, doch kann es vielleicht nicht schaden, es wieder einmal zu betonen, besonders jetzt, zu dieser Zeit, da in manchem eine Neuordnung der geistigen Dinge vor sich geht.

Um hier Näheres zu sagen, scheint es mir nötig, aus eigener Erfahrung und Empfindung heraus zu sprechen, wobei doch auch das Allgemeine im Auge behalten werden soll.

Zeitlebens begleiten meinen Weg als Schriftsteller nicht nur die Schaffenden, die der Literatur angehören, sondern nicht minder auch die „unbekannten Dichter“. Und wenn ich jenen auch die Mehrheit an geistigem Gewinn verdanken mag, so ist der Anteil, den die andern mir an heilsamer Erkenntnis darbrachten, keineswegs gering zu schätzen. Es ist, wie wenn jemand eine Reise tut. Erblickt er immer wieder Bekanntes, wenn auch höherer Art, erquickt ihn das Unbekannte, das er neu in sich aufnimmt, auch in bescheidenen Grenzen. Aber nicht nur um das Wert allein handelt es sich, über das noch zu sprechen sein wird. Die Tatsache allein, daß